



Irgendwo ist Tag

Eindrücke und Lernerfahrungen im Quiché/Guatemala

*Klaus Hagedorn, Katholische Hochschulgemeinde Oldenburg
„Glauben im Leben von Gemeinden“ – Guatemala / Honduras, 2001*

Anlässlich „40 Jahre ADVENIAT“ nahm ich vom 4.-14. August 2001 zusammen mit 15 anderen kirchlichen Mitarbeitern aus 10 deutschen Diözesen an einem Exposure- und Dialogprogramm in Guatemala teil. Ich bin im Auftrag des Geschäftsführenden Ausschusses der Konferenz für Kath. Hochschulpastoral in Deutschland *gefahren, da ich hier federführend arbeite an einem Projekt: DialogForum Nord-Süd - Lerngemeinschaft Weltkirche. Wie die Kirche in ihrer pastoralen Arbeit in Zeiten von Verfolgung und Gewalt reagiert hat, welche (Glaubens-)Erfahrungen die Menschen in der Gewaltzeit gemacht haben und unter welchen Bedingungen sie lebten – das sollte ich erfahren. Das Herzstück unseres Programms war die unmittelbare Begegnung mit Armen und gesellschaftlich ausgegrenzten Menschen. Für eine kurze Zeit setzte ich mich einer völlig anderen Lebenswelt aus, teilte den Alltag meiner Gastgeber auf dem Lande, feierte mit ihnen Gottesdienst, hörte ihre Lebensgeschichten, schlief und aß und betete in ihrer Hütte – ohne fließendes Wasser, Strom, Toilette, zusammen mit elf Personen und Haustieren in einem Raum. Daher die Bezeichnung Exposure, von to expose (engl.) = sich aussetzen.

Im folgenden gebe ich Gehörtes und Gesehenes weiter und zeichne Eindrücke und Erfahrungen auf über Verfolgung und Gewalt, über ein Leben an der Grenze, über Auflehnung und über offensichtlich niemals aufgegebene Hoffnung.

Ich bin bei meinem Eintauchen in eine gänzlich andere Lebenssituation mit Berichten und Situationen von Gewalt konfrontiert worden, die meine Vorstellungskraft überstiegen haben. Ich war in dem Teil Guatemalas, der vom Bürgerkrieg bis 1996 wie kein anderer Landesteil überzogen war. Mein Bericht „arbeitet“ sich an diesen Erfahrungen ab und enthält neben eigenen Eindrücken und Folgerungen auch manche Informationen und Einschätzungen, die uns die teilnehmenden honduranischen und guatemalteken Bischöfe sowie Menschen, denen wir begegnen konnten, gegeben haben. Diese Eindrücke haben mich sehr beschäftigt und mich darin bestärkt, innerhalb des „global player“ Kirche für eine Globalisierung der Solidarität zu arbeiten, den Dialog und die Begegnung und die Partnerschaften zu fördern sowie Vernetzungsarbeit bei uns zu leisten und Gruppen/Menschen zusammenzubringen, die sich nicht abfinden wollen mit dem, wie es ist.

Mein Bericht ist notwendigerweise ein Fragment. Die wirtschaftlichen Zusammenhänge und Hintergründe, die ich wahrgenommen habe, sollen zu einem späteren Zeitpunkt vertiefend aufgearbeitet werden. Ebenfalls treibt mich (wieder

einmal) um, wie die Würde des Menschen begründet werden kann und muss und zwar so, dass sie wirklich geschützt ist - und wer dafür eintritt mit aller Macht - und was es braucht, damit die sozialen Menschenrechte besser geschützt werden. Vernetzung ist angesagt - aller „Menschen guten Willens“. Ich bin davon überzeugt, dass die christlichen Kirchen in ihren Strukturen hier wichtige (z.T. unentdeckte und bisher ungenutzte) Ressourcen haben. Was ich gesehen habe, hätte in dem Ausmaße nicht geschehen können, wenn es einen Aufschrei gegeben hätte. Dass dies -einmal katholisch besehen- in unserer Institution weltweit bzw. in Deutschland nicht geschehen ist, ist bei Licht besehen ein Skandal und widerspricht unserer theologischen Rede von der Kirche als Leib mit vielen Gliedern völlig (Röm 12, 1Kor 12). Wenn ich das schreibe, ist mir klar, dass Guatemala nur ein Beispiel unter vielen ist und dass Dinge auch bei uns in Deutschland laufen, die Aufschreie provozieren müssten. Und mir ist auch klar, dass ich die Welt nicht retten kann; aber ich will mir nicht ausreden lassen, dass es trotzdem auf mich ankommt. Mein Arbeitsfeld der Hochschulpastoral ist da ein Ansatzpunkt.

Die ungleiche Landverteilung ist der Grund für die Gewalt

Guatemala ist zugleich das Schöne und das Schreckliche: ausgelassen, farbenfroh und reich an gefälliger Landschaft, dabei aber zerrissen vom längsten Bürgerkrieg Lateinamerikas, politisch unversöhnlich, sozial völlig gegensätzlich und ökologisch ausgelaugt. Die ungerechte Landverteilung ist die Hauptursache für die weitverbreitete Armut unter der Landbevölkerung. Während der größte Teil des nutzbaren Landes in den Händen einer kleinen Minderheit ist, verfügen die meisten Bauern noch nicht einmal über ein kleines Stückchen eigenes Land. Sie gleichen Fremdlingen in dem Land, das ihnen Jahrtausende gehörte und werden als Bürger zweiter Klasse in einer Nation betrachtet, die ihre Vorfahren errichteten.

Die dramatische Lage lässt sich in folgenden Zahlen andeuten: 89,5 Prozent der Plantagen (sog. Mikro-Plantagen) machen 16,5 Prozent der Fläche Guatemalas aus, während 2,3 Prozent der Plantagen (sog. Makro-Plantagen) fast 65 Prozent der gesamten Landfläche umfassen und einigen wenigen Familien gehören. Der Rest verteilt sich auf eine kleine Mittelschicht. Die reichen Großgrundbesitzer sind gleichzeitig die Exporteure der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, die dem Land die Devisen bringen und die saisonale, aber schlecht bezahlte Arbeitsplätze schaffen. Sie konzentrieren in ihren Händen das beste anbaufähige Land und die mächtigen landwirtschaftlichen Produktionsmittel. Die Bischöfe bezeichnen diese Ungleichheit im Besitz und in der Verteilung des Landes als „institutionalisiertes Problem, das Produkt einer Situation der Sünde ist, die keine radikale Lösung des Problems zulässt und duldet“. (vgl. Gemeinsamer Hirtenbrief des Episkopats von Guatemala, Der Schrei nach Land, 1988, in: Weltkirche 4/1988, 119-130) Diese dramatische Lage der Landverteilung war und ist der Grund für die Gewalt und den Bürgerkrieg.

Mehr als 150.000 Menschen wurden im 36 Jahre dauernden Bürgerkrieg getötet und mehr als 50.000 Menschen gelten als spurlos vermisst; davon sind rund 80 Prozent



Angehörige der Maya-Bevölkerung. Die Ursachen des Bürgerkrieges liegen begründet im Widerstand des Staates gegen notwendige Reformen besonders die Landverteilung betreffend sowie in den Strukturen der guatemaltekischen Gesellschaft, die eine Minderheit der Bevölkerung extrem begünstigen.

Im Quiché geschah Genozid

Ich sitze in der kleinen Kapelle des Bischofshauses in Santa Cruz del Quiché, gelegen im Norden von Guatemala an der Grenze zu Mexiko. Sie ist eine Märtyrerkapelle. Unter dem Bild der Jungfrau von Guadalupe liegt ein kleines Kästchen mit menschlichen Knochenresten. An einer Wand hängen Fotos von fünf in der Pastoral- und Sozialarbeit tätig gewesenen und brutalst ermordeten Mitarbeitern der Diözese – unter ihnen der 1991 erschossene und für die Caritas arbeitende 27-jährige Agraringenieur Julio Quevedo sowie der 1998 erschlagene Weihbischof von Guatemala-City, Juan Gerardi Conedera. Zu Beginn der achtziger Jahre verließ er als Bischof die Diözese El Quiché und ging mit den neun Priestern ins Exil nach Mexiko, weil er in einem solchen Akt die einzige Möglichkeit sah, um die internationale Öffentlichkeit auf die Greueltaten aufmerksam zu machen. Aber diese nahm weiterhin kaum nennenswerte Notiz.

Die von Indígenas (hauptsächlich Mayas) bewohnte Provinz war von Verfolgung und Gewalt vor allem in den achtziger Jahren am schlimmsten betroffen. Hier wurden nicht nur die Katechetten ermordet – hier starben auch Gesundheitshelfer, Lehrer, Genossenschaftsleiter, kurz: Leute in allen möglichen verantwortlichen Positionen. Wer einen Ausweg suchte für diejenigen, die am meisten leiden, und wer ihnen im Namen Jesu nahe sein wollte, dem wurde eine Unterstützung der Guerilla unterstellt. Darüber hinaus handelte es sich in der Zeit der ‚Violencia‘ um eine geplante und großangelegte Offensive gegen die ländliche Zivilbevölkerung, die man generell als mutmaßliche Sympathisanten der linksgerichteten Guerilla eingestuft hatte. Die Art, wie Militäraktionen und Massaker umgesetzt wurden, zeigt unwiderlegbar, dass das Einzige, was den meisten Opfern gemeinsam war, die Tatsache war, dass sie einer bestimmten ethnischen Gruppe angehörten; alle Aktionen waren darauf angelegt, diese ganz oder zu großen Teilen zu vernichten. Völkermord war beschlossen und wurde ausgeführt, um der Guerilla den vermeintlichen Boden zu entziehen. Den militärischen Geheimdiensten wird eine Schlüsselrolle als strategische Drahtzieher der Terrormaßnahmen zugeschrieben.

Zu gleichlautenden Ergebnissen kommen das kirchliche Projekt REMHI (Recuperación de la Memoria Histórica von 1998) sowie der Abschlußbericht der offiziellen Wahrheitskommission (Comisión del Esclarecimiento Histórico von 1999): über 92 Prozent aller dokumentierten Verbrechen (darunter Verschleppung, Folter, Vergewaltigung und eine Vielzahl von Mordtaten unter unvorstellbar grausamen Umständen) werden der Armee, den paramilitärischen Zivilpatrouillen, den zivilen Militärbeauftragten sowie den Todesschwadronen zur Last gelegt.

Bischof Julio Cabrera Ovalle erläutert uns das hinter den Terrorakten und Verbrechen stehende Denken: Wer Menschen organisierte, der betrieb Bewusstseinsbildung; wer somit den Status quo in Frage stellte und etwas zu verändern trachtete, der war äußerst verdächtig, war subversiv, ein Kommunist und deshalb kein *guter* Guatemalteke; wer zudem katholisch war und eine Gemeinde leitete, der hatte mit der Guerilla zu tun und war deshalb vogelfrei.

Finden von Ausdrucksformen, wofür es keine Worte gibt

„Was wir im Quiché erlebt haben, ist so brutal, dass es Worte nicht zu beschreiben vermögen; wir brauchen Bilder, Symbole und Zeichen für das, was geschehen ist, damit die Menschen über ihre Erfahrungen sprechen können“, so Bischof Julio Cabrera mit Verweis auf gemalte Bilder, die an den Wänden der Kapelle und im Versammlungsraum des Bischofshauses hängen. Von den im 1.000seitigen REMHI-Bericht durch über 8.000 Zeugenaussagen dokumentierten 476 Massakern fanden 263 allein in der Provinz El Quiché statt. Dass solche Menschenrechtsvergehen künftig geahndet werden, darum ging es auch in diesem Projekt neben der ‘Wiedergewinnung der historischen Erinnerung’.

Das REMHI-Projekt verfolgte nicht zuletzt auch eine sozialtherapeutische Absicht, um einer Verdrängung der Greuel im Bewusstsein der Bevölkerung entgegenzuwirken. Es verstand sich als kirchlicher Beitrag zu geistiger Gesundheit. Traumatische Erfahrung braucht zur Bearbeitung notwendig das Ausdrücken, das Zur-Sprache-Bringen, damit Leben wieder möglich werden kann, damit Gemeinschaft neu entstehen kann, damit Versöhnung in den Blick rücken kann.

Ein mich sehr beeindruckendes Bild trägt den Titel: *Leben, Tod und Auferstehung* eines *Volkes*. Es ist der Versuch, eine Ausdrucksform zu finden für das, wofür es eigentlich keine Worte gibt und was doch nicht totgeschwiegen werden darf. „Ganz einfache Leute kommen vor diesem Bild zusammen und erzählen und bestätigen: ‘Genau das haben wir erlebt!’“, so Bischof Julio, der der Künstlerin Rosamaria Pascual de Gamez 1996 den Auftrag gab, symbolisch, zeichenhaft, bildlich dem Ausdruck zu verleihen, was im Quiché geschehen war.

„*Leben*“: Der linke Teil des Bildes stellt die Hausreihe eines Dorfes dar. In der Armut lebt man zusammen im Familienverbund, sorgt für den dürftigen Lebensunterhalt, trägt die Lasten mit der Stirn. Die Lebenssituation ist durch einen Überlebenskampf geprägt, aber sie „erschlägt“ nicht.

„*Tod*“: Er macht das Zentrum des Bildes aus: Alle Elemente, die Leben bedeuten und ausmachen, werden als vernichtet dargestellt; alles, was eine religiöse Dimension im Leben der Indígenas beinhaltet, wird als zerstört gemalt: der geerntete Mais; die Maisfelder und Vorratshütten; der Rollstein zur Herstellung des Tortilla-Teigs, der sich in jeder Hütte befindet; das Feuer in der Küche, an dem die kulturellen Werte vermittelt werden und das den Mittelpunkt des Familienlebens darstellt; die Natur mit ihren Feldern und Wäldern; unzählbare Hütten, ganze Dörfer, die niedergebrannt wurden; die Kapellenräume, in denen Menschen eingeschlossen bei lebendigem



Leibe verbrannten; unzählige Menschen, die in Terrorakten massakriert wurden – und dies ist das Traurigste; die Zahl der Toten war so groß, dass die Lebenswasser, die klaren Wasser des Flusses sich rot färben; und letztendlich das Bild Gottes im Menschen, das vernichtet werden sollte - die vielen Totenschädel legen beredt Zeugnis ab; die vielen Kreuze stehen für mannigfachen Tod und Zerstörung und provozieren die Frage nach dem Sinn und dem Grund all dessen; neben den Kreuzen sind kleine Blumen und Kerzen zu sehen: Symbol für die bekannten und die vielen geheimen Gräber, die die Massakrierten vor ihrem Tod oft selbst ausheben mussten; das Kreuz Jesu verbindet sich mit diesen Grabkreuzen: der Gekreuzigte schaut nicht den Betrachter an – er schaut die Zerstörung an und geht eine Verbindung mit den Gräbern ein; die Botschaft des Bildes lautet: Jesus ist diesen Weg mitgegangen; der Gekreuzigte identifiziert sich mit dem gekreuzigten Volk.

„*Auferstehung*“: In diesem Bildteil geht es nicht um Restauration, sondern um das neue – zugesagte und erkämpfte - Leben, dem Tod zum Trotz, mit Blick auf den Auferstandenen und die Jungfrau von Guadalupe. Dass die Zusage durchgehalten werden kann, „dass irgendwo Tag ist“, dafür braucht es Gemeinschaft. Das ganze Volk der Mayas und Ixil nimmt teil an der Erinnerung an die Märtyrer und stärkt sich in der Überzeugung, dass der Tod nicht das letzte Wort hat. Die Leute sagen uns: „Wenn die Täter geglaubt haben, in allen Morden wirklich getötet zu haben, uns mundtot gemacht zu haben, dann haben sie sich sicher getäuscht!“

„*Gleichgültigkeit*“: Sie ist dargestellt am linken oberen Rand des Bildes in Form der Hochhäuser mit geschlossenen Fenstern und Türen. In Guatemala-City und international wurde nicht wahrgenommen, was im Quiché geschah. Mit dadurch zum Ausdruck kommender stillschweigender Zustimmung gab es Mord und Verrat.

Doña Petronas Trauer und Traum

Ich erzähle die Geschichte von Doña Petrona, in deren Familie ich gelebt habe. Vertrauen zueinander wuchs schnell, da wir „Menschen von der Kirche“ waren; Diego Agapito Santiago, gerade geweihter erster Priester aus dem Volk der Ixil, und Ulrike Morsell aus der Caritas-Leitung der Diözese El Quiché, begleiteten Michael und mich.

Doña Petrona ist eine 43 Jahre alte Frau. Sie wohnt in der Ortschaft Tzizulche in der Gemeinde Santa Maria Nebaj, einem der drei Dörfer der Ethnie der Ixil im Norden der Region Quiché. Nebaj ist ein Dorf mit über 90 kleinen Ortschaften, in dem sich der bewaffnete Konflikt mit seinen ganzen Schrecken und Scheußlichkeiten abspielte, in dem das Militär in den Jahren ab 1981 alle katholischen Kirchenräume zerstört hat, in dem fast alle Katecheten ermordet worden sind, in dem Tausende von Menschen massakriert wurden, nur weil sie Indígenas waren, katholisch waren und ihnen unterstellt wurde, die Guerilla zu unterstützen.

Doña Petrona heiratete 1981 Don Miguel. Beide hatten drei Kinder. Sie führten ein sehr einfaches Leben, bauten Mais an, hatten einige Tiere und trachteten danach, in den Zeiten des Bürgerkrieges und unter der Präsenz des Militärs einfach nur zu

überleben. Don Miguel leitete zusammen mit seinem Freund Don Juan die Gemeinde in seiner Ortschaft. Priester und Bischof waren ins Exil nach Mexiko gegangen. Sie riefen die Leute zum Gottesdienst und zum Gebet und zum Lesen des Evangeliums zusammen. Sie hielten eine Gemeinde am Leben, in der Bewusstseinsbildung geschah mit Blick auf die erfahrenen Lebenssituationen, in der überlegt wurde, wie etwas verändert werden könnte, wie das Leben besser werden könnte. Und sie taten dies der fundamentalistischen Sektenwerbung des damaligen Staatspräsidenten Efraim Rios Montt zum Trotz.

Am 11.3.1985, so erzählt uns Doña Petrona, kam plötzlich das Militär morgens in die Hütte und verhaftete ihren Mann. Er wurde in die nahegelegene Polizeistation gebracht und gefoltert, um von ihm Informationen über Standorte der Guerilla in den Bergen zu bekommen. Solche Informationen konnte Don Miguel nicht geben, da er und seine Gemeinde sich bewusst gegen eine Teilnahme an Guerillatätigkeiten entschieden hatte. Die Soldaten schlugen ihm schließlich mit der Machete seine Fußsohlen auf und zwangen ihn, einen schweren Militärrucksack zu einer weiteren Militärstation zu tragen. Dort setzte sich das Verhör die ganze Nacht über fort. Zeugen hörten sein Schreien. Man schlug ihm einzeln die Zehen ab, man hackte ihm die rechte Hand ab, man drückte ihm ein Auge ein.

Am nächsten Tag, dem 12. März 1985, erschoss man ihn schließlich und warf seine Leiche auf einen Seitenweg des Dorfes, wo ihn Zeugen so zugerichtet sahen. Die Anordnung wurde erteilt, dass ihn niemand begraben dürfe. Abschreckung war das Ziel. Die Soldaten überwachten den Straßenzug. Wer sich der Leiche näherte, wurde angeschossen. 14 Tage lang lag die Leiche auf dem Weg. Tiere fraßen sie an. Dann gelang es einem Freund der Familie schließlich, Don Miguel zu begraben – allerdings nur wenig unter der Erde, da alles unter ungeheurem Zeitdruck zu geschehen hatte.

Doña Petrona war fortan alleine zuständig für ihre drei Kinder, von denen heute nur noch die älteste Tochter lebt. 1987 ging sie eine neue Beziehung mit Don Juan, dem Freund ihres Mannes ein. Aus dieser Beziehung gibt es fünf Kinder zwischen vier und 14 Jahren. Die Familie musste in die sogenannten „zivilen Widerstandsdörfer“ gehen, wo sie in den ersten Jahren in den Wäldern immer in der Hut vor der Armee leben musste – ohne jegliches Hab und Gut, oftmals ohne Kalk und Zucker zum Weichkochen des Mais, ohne Medikamente – ein Nomadenleben ohne feste Hütte. Man lebte von Wurzeln und Kräutern und dem, was man in den Bergen fand. Im „Widerstandsdorf“ lebten sie zwölf Jahre lang. Dies wurde von der Öffentlichkeit Guatemalas und der Welt nicht wahrgenommen und lange nicht anerkannt als „zivile“ Form von Widerstand. Seit einem Jahr lebt die Familie in einer Hütte, in der wir sie besuchen.

Am 27.7.2001, eine Woche vor unserer Ankunft, wurde das neunte Exhumierungsprogramm der Diözese El Quiché in Nebaj mit einem feierlichen Requiem durch den Bischof abgeschlossen. Das Ausgraben geheimer Friedhöfe war



nach dem Friedensabschluss von 1996 zwischen Militär und Guerilla möglich geworden. Unter den 122 exhumierten Personen aus 72 geheimen Gräbern in 23 Dörfern (58 Männer, 29 Frauen und 33 Kindern; man fand auch die Gebeine eines Ungeborenen, das dem Leib seiner Mutter entrissen worden war) befand sich auch der erste Mann von Doña Petrona, Don Miguel. In seinem Grab fand man nur noch den Schädel und die Knochen seines rechten Beines. Das Grab war von den Tieren des Waldes aufgewühlt worden, und die Knochen waren fortgetragen worden.

In der Hütte, in der wir zusammen mit der Familie schliefen, hatte ein Holzsarg mit seinen Knochenresten gestanden. „Heimgekommen“ war er – ein wichtiges Ritual für die Indígenas -, bevor er dann von den Seinen würdig begraben wurde. Sein Bild hing an der Wand, umrahmt von Jesus- und Maria-Bildern. Vor dem Bild wurden abends Kerzen angezündet, die nicht allein zur Erleuchtung des Raumes dienten.

Doña Petrona erzählte uns von der Nacht nach dem Begräbnis: Im Traum begegnet ihr Don Miguel. Er sagt zu ihr: „Es ist schön, dass du mich nicht vergessen hast und mich in dein neues Haus geholt hast. Es ist gut, dass du mit Don Juan zusammen bist und dass du fünf Kinder mit ihm hast. Was hättest du auch anderes machen sollen? Du kannst nicht alleine bleiben. Ich weiß, dass du mich immer noch gerne hast; ich habe dich auch immer noch gern. Es ist alles gut, wie du es gemacht hast!“ Und viele Frauen erzählten ähnliche Träume.

Ungeheurer Wille zum Leben

Diese Lebensgeschichte ist mir sehr nachgegangen. Im Rahmen der Exhumierung, die über ein Jahr dauerte, kam für alle Betroffenen alles wieder ans Licht: die Geschichte, der Krieg, das eigene Unvermögen, Schuldgefühle... Mir wird deutlich: wer soviel an Gewalt, an Zerstörung und Vernichtung erfahren hat, der kann sich nicht damit aufhalten, sich selber nur die eigene Zukunftslosigkeit zu beschreiben. Mit solcher Rede allein kann man nicht leben, konnte man nicht überleben in den Wäldern. Ich lerne: das Leben geht nur, wenn man redet und wenn man handelt, als ob es ginge. Die Leute haben einen ungeheuren Lebenswillen, haben eine tiefe Sehnsucht nach Leben.

Und ich denke an so manche vorgeblichen Ermattungen und an das oftmalige Lamentieren bei uns. Es gibt eine Tendenz, sich in Aussichtslosigkeiten einzurichten, sich schließlich durch ein ständiges Wiederholen von Entmutigungen so zu deprimieren, dass man sich mit der Zeit wie ‚einzementiert‘, also veränderungs- und bewegungsunfähig fühlt. Und ich spüre und erkenne: dies ist ein Mechanismus, der ein angenehmes Feigenblatt für eine gewisse Faulheit und Trägheit im Denken und Handeln darstellt. Eigentlich prägt hier ein Veränderungsunwillen, der sich abfindet mit dem, wie es ist – ein höchst aktives Tun. Wird mit solchem Verhalten nicht ein „Luxus der Hoffnungslosigkeit“ kultiviert? Ist das nicht ein Ausdruck davon, dass hier Quellen zum Leben versiegt sind, nicht mehr sprudeln?

In diesem Tal Guatemalas erfahre ich das Gegenteil: ich bekomme eine Traurigkeit zu spüren, aber nicht eine fatalistische; trotz heftigster Schicksalsschläge sehe ich



nicht Deprimierung, sehe ich nicht Bewegungslosigkeit. Die Ixil und Mayas haben wirklich einen titanischen Kampf ums Überleben geführt, sie haben auch für das Leben anderer gekämpft und eine große Solidarität bewiesen. Ich erfahre von einem ungeheuren Willen zum Leben. Und der ist für mich ansteckend und ermutigend. Die Menschen wollen nicht im Zustand der Bettler verharren; sie fordern ihre Rechte ein, sie wollen das Land ihrer Vorfahren selbst kultivieren, damit sie leben können. Sie fordern die Exhumierung ihrer ermordeten Angehörigen, das Ausgraben der geheimen Friedhöfe. Diese Forderung liegt tief in ihrer Anthropologie begründet: eine Maya-Familie findet keinen Frieden, wenn sie ihre Toten nicht bei sich weiß.

Was mich überrascht: Ich höre wenig von Hass und Rache. Die Menschen hier sind tief religiös; die Gottesfrage, wie wir sie im Europa der Aufklärung stellen, wird hier nicht gestellt. Die Indígenas legen sehr selbstverständlich ihr Leben „in Gottes Hände“. Eine solche Haltung ermöglicht es, Rachegefühle zu verwandeln. Und sie haben auch die Fähigkeit zu verstehen, dass einige Täter nur unter Zwang so handelten, dass also die Ausführenden nicht die unmittelbar Verantwortlichen waren. Und dieses Wissen und die tiefe Religiösität haben sie fähig gemacht zu verzeihen.

Wege in der Gefahr - Einblicke

Versöhnung ist in Guatemala ein wichtiges -kirchliches- Thema und das Hauptanliegen von REMHI, das Weihbischof Gerardi Conidera inspiriert und geleitet hat. Der Pfarrer von Nebaj, Rigoberto Perez Garrido, legte uns dar, aus welchen Elementen ein Versöhnungsprozess für ein „neues“ Guatemala bestehen muss, damit dessen „offene Wunden“ ausheilen können: „Es braucht das Wissen um und die öffentliche Anerkennung der Wahrheit dessen, was geschehen ist; es braucht die Bitte der Täter um Verzeihung bei den Opfern; es braucht als konkretes Zeichen die Wiedergutmachung der materiellen Schäden durch die Täter; und es braucht auf Opferseite die Bereitschaft zum Vergeben.“ Viele Opfer sind bereit zu verzeihen. Die Bereitschaft zur Bitte um Verzeihung gibt es aber kaum auf Seiten der Täter; sie sind immer noch überzeugt von der Richtigkeit ihres Tuns, sie morden weiter, z.B. Sr. Barbara Mack im Mai 2001, die mit traumatisierten Frauen in der Diözese El Quiché arbeitete. Die meisten Täter gehören Sekten an und sind immun gegen die „katholische“ Rede von Versöhnung und Heilung. Die Militärverwaltung Santa Cruz del Quiché hat z.B. ein Ausbildungsprogramm zur Evangelisierung aufgelegt, das zum Ziel hat, die Bevölkerung zu „entkatholisieren“ und für die Mitgliedschaft in den sog. Sekten zu gewinnen.

Versöhnung in Guatemala setzt wesentlich einen Wandel in den Agrar- und Gesellschaftsstrukturen voraus. Ohne Erziehung und Bildung lässt sich kein Wandel erreichen. In Guatemala leben 80 Prozent der Bevölkerung in Armut, davon 70 Prozent nach UN-Kriterien in „absoluter Armut“. Der Agrarsektor ist der konservativste und reaktionärste Sektor, der sich jedem Wandel verschließt. Er steht für eine repressive Politik und verweigert grundlegende Rechte. Viele Katholiken in hohen Positionen sind Komplizen des Geschehens, da sie auf Seiten der

Agrarbarone stehen und die sozio-ökonomischen Widersprüche nicht wahrnehmen wollen. Im Gegenteil: sie klagen die Kirche an, dass sie für die Gewalt im Lande verantwortlich sei; denn über die Kirche habe die Bevölkerung erst gelernt, ihre Rechte zu artikulieren und sich für einen Wandel stark gemacht, der auf Veränderung des Status quo aus sei. Und wegen dieses Wandels sei die Gewalt erst gekommen.

Dienst an den Armen ist nicht Paternalismus als Hilfe von oben nach unten, sondern eine „Beziehung von Schwester und Bruder zu Bruder und Schwester“. Der guatemaltekische Hirtenbrief von 1988 zur Landfrage deckt die sozialen Mechanismen auf, die die Indígenas marginalisieren. Er deckt die Zusammenhänge des herrschenden Systems weitestgehend auf, das immer mehr Armut und Elend hervorbringt. Wer so nach den Gründen der Ungerechtigkeit fragt, stellt das herrschende System in Frage. Es fühlen sich diejenigen in ihren Interessen bedroht, die von diesem System profitieren. Und so wird verständlich, warum den Bischöfen aus El Quiché und San Marcos vorgeworfen wurde, von ihrer eigentlichen Aufgabe der Seelsorge abzuweichen und sich in die „Politik einzumischen“.

„Pastoral des Lebens sieht ‚ewiges Heil‘ und ‚irdische Gerechtigkeit‘ als miteinander verbunden an.“ Solange die Kirche jenseitige Erlösung verkündet, ohne selbst in die realen Probleme der Welt einzutauchen, wird sie geachtet und wird mit Privilegien um sie geworben. Wenn sie aber auf die „institutionalisierte Ungerechtigkeit“ (vgl. die Dokumente der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen von Medellín 1968, Puebla 1979 und Santo Domingo 1992) als einer Sünde hinweist, die so viele ins Elend stürzt, wenn sie die Hoffnung auf eine gerechtere und menschlichere Welt verkündet und die Menschen in solcher Hoffnung unterstützt, dann wird sie verfolgt, wird als subversiv und kommunistisch diffamiert.

Bischöfe und Katecheten, die den Finger auf die eigentlichen Wunden legen und dabei unweigerlich die Gesellschaftsstrukturen und die Landverteilung berühren, leben gefährlich. Sie brauchen internationalen Rückhalt durch Strukturen der Solidarität. Bischof Álvaro Rammazini aus San Marcos spricht deutlich drei Erwartungen bzgl. eines politischen Engagements an die Kirche in Deutschland aus: zum einen ein Lobbying der europäischen Kirchen und Hilfswerke bei den politisch und wirtschaftlich Verantwortlichen (z.B. G7 bzw. G8, IWF, Weltbank), damit die kleinen Länder Zentralamerikas in den wirtschaftlichen und politischen Weichenstellungen nicht vergessen werden; zum zweiten die konkrete Einflussnahme auf Entscheidungen ausländischer Unternehmen – z.B. durch Aktionen moralischen Drucks- damit die Globalisierung nicht allein auf den ökonomischen Nutzen eingegrenzt werde, sondern die Menschen und ihre Entwicklung vor Ort in den Blick nehme; und drittens die Förderung eines Bewusstseins für die Ungleichheiten auf der Erde und für die Verantwortung für die Folgen wirtschaftlichen Tuns, die heute einen globalen Rahmen habe.

Pastorales Stichwort „LEBEN!“



Bischof Julio Cabrera zeigte uns während unserer ersten Reflexionsrunde im Bischofshaus ein UNESCO-Plakat von 1994, das das wichtigste Stichwort in der Pastoral der Diözese beinhaltet. „Was willst du tun, wenn du groß bist?“: mit dieser Frage ist das Foto des freudestrahlenden Gesichts eines Mädchens überschrieben. Und die Antwort in großen Buchstaben lautet am unteren Bildrand: VIVIR! – also: LEBEN!

Angesichts der unzähligen Zeichen des Todes in diesem Teil Guatemalas braucht es den Hinweis auf alles, was zu wirklichem Leben notwendig ist, was Leben bestärkt. Der Blick auf das Leben ist eine wesentliche Ressource. Das Leben braucht Anwälte, braucht Stimmen, die für Schutz sorgen. Die Diözese El Quiché hat sich verpflichtet, für ein „Leben in Fülle“ zu arbeiten, das Leben zu schützen und zu behüten, und gegen alles anzugehen, was Leben behindert. Das bedeutet auch, die Kultur der Indigenas anzuerkennen und für eine Inkulturation des Evangeliums zu arbeiten.

Und welche Konsequenz ziehe ich aus dieser Begegnung in Guatemala: Ich möchte mich stark machen für eine *Pastoral des Lebens*, das beinhaltet für mich wesentlich: für ein *Leben in weltweiten Horizonten* zu arbeiten, Leben zu schützen und zu behüten in dem Bewusstsein: „Es kommt auf mich an, aber es hängt nicht von mir ab.“ Das kann auch bedeuten, Anwaltsfunktionen wahrzunehmen, wo es nötig ist und wo die Bitte darum vorliegt. Die Würde jedes Menschen ist lautstark zu erinnern und ist groß zu machen. Ich möchte mitarbeiten an einer intensiveren Vernetzung innerhalb der „Welt“Kirche, so dass Missachtung von Menschenrechten und vor allem das Recht auf Leben öffentlicher und weitsichtiger auch in unserer Kirche in den Blick kommt. „Die geschlossenen Fenster und Türen der Hochhäuser“ im Bild von Santa Cruz del Quiché, Symbol für die Gleichgültigkeit auch bei uns, brauchen Öffnung. Eine Pastoral unter dem Leitwort *Leben* ist Arbeit gegen die Gleichgültigkeit, ist Unterbrechung, ist Erinnerung. Ich erinnerte einen Ausspruch Elie Wiesels: „Der Gegensatz von Liebe ist nicht Hass! Der Gegensatz von Hoffnung ist nicht Verzweiflung! Der Gegensatz von geistiger Gesundheit und von gesundem Menschenverstand ist nicht Wahnsinn! Und der Gegensatz von Erinnerung heißt nicht Vergessen! Sondern es ist nichts anderes als jedes Mal die Gleichgültigkeit.“

Ich erkenne: die Christen sind die ältesten und größten „global players“. *Global* ist kein Fremdwort, wir haben damit eine zweitausendjährige Tradition. In Zeiten wirtschaftlicher Globalisierung wächst den Christen die Aufgabe zu, für eine Globalisierung der Solidarität nächste Schritte auszudenken und zu setzen. Und das heißt Dialog und Begegnung, damit wir umeinander und voneinander wissen. Es geht nicht an, ökonomisch global zu denken und zu handeln, politisch multilateral, kirchlich und moralisch aber provinziell.

Auf dem Feld der Hochschulpastoral, in dem ich arbeite, stehen wir vor der Herausforderung, unsere Antworten auf eine sich globalisierende Welt und unsere Wege in den immer dringlicher werdenden Dialogprozessen zu finden. Die Hochschulpastoral arbeitet an einem Ort, der globale Berührungen zuhauf aufweist,

der sich international immer mehr vernetzt. Eine nicht adäquate Antwort ist, sich als christliche Gemeinde an der Hochschule selbstgenügsam zurückzuziehen, sog. „Nest-Pastoral“ zu betreiben. Das Christliche ist nicht ein Weg, der uns einfach nur unserer selbst inne werden lässt. Biblisch gesprochen geht es „zuerst um das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit“ (Lk 12,31). (Vgl. näherhin das Arbeitspapier: „Dialogforum Nord-Süd – Lerngemeinschaft Weltkirche“ – eine Projektidee des Geschäftsführenden Ausschusses der Konferenz für Katholische Hochschulpastoral in Deutschland, Juli 2001)

Die Hochschulgemeinden selber sind Teil des weltweit größten und ältesten ‚global player‘. Sie können setzen auf die vorhandene Struktur einer weltweit organisierten und agierenden Institution. Und sie können mithelfen, dass diese Institution in ihren Mitgliedern und Strukturen sich ihrer neuen Rolle in einer sich verändernden Welt bewusster wird. (vgl. Röm 12 und 1 Kor 12)

Eine Begegnung mit einem „gekreuzigten Volk“

Guatemala steht beispielhaft für viele Länder, die wir in unserem Sprachgebrauch als sog. Entwicklungsländer, als sog. Dritte Welt, als sog. Länder des Südens bezeichnen. Diese Bezeichnungen verharmlosen und verschleiern aber die unbeschreibbare –strukturelle und reale – Gewalt, der die Masse der Bevölkerung ausgesetzt ist. Wir benutzen Ausdrücke, die wir vom Standpunkt des Neutralen, des angeblich Unbeteiligten aus formulieren. Müssten wir nicht treffender im Zusammenhang mit diesen Ländern von „gekreuzigten Völkern“ sprechen?

Ich nehme hautnah wahr: das „gekreuzigte Volk“ fällt nicht vom Himmel; es ist das Produkt bestimmter Entscheidungen und Prozesse - auch unserer Hände. Das Kreuz ist ihm auferlegt worden durch eindringende Mächte, sei es durch die Spanier vor 500 Jahren, sei es durch den heute wirkenden Neoliberalismus, der mit Hilfe der einheimischen Eliten ein ungerechtes Gesellschaftssystem aufrecht erhält, welches dem Volk menschliche Gestalt und Würde sowie Lebensgrundlagen bis heute raubt. Das herrschende System schließt Menschen von Entwicklungen aus, lässt sie ihre Gaben und Fähigkeiten nicht zur Entfaltung bringen, setzt das Kapital vor den Menschen und wirtschaftliche Interessen vor soziale Belange. Eine kleine Gruppe nutzt die Möglichkeit, sich auf Kosten des größten Teils zu bereichern. Und für mich ist es offenkundig geworden, dass auch unser Wohlstand mit der Armut und dem Kreuz in Guatemala in Verbindung steht.

Kreuz – das bedeutet Tod, aber einen Tod „vor der Zeit“, dem viele ausgesetzt sind: langsam und indirekt durch Armut und Verarmung; schnell und direkt durch Unterdrückung und Krieg. Die institutionalisierte Ungerechtigkeit bewirkt auf mannigfache Weise diese Kreuze, an denen oft langsam und qualvoll gestorben wird, bis der Tod eintritt. Es ist jedes Mal ein Tod, der aktiv auferlegt, also aufgezwungen ist.

Das macht betroffen; aber bei Betroffenheit allein ist nicht stehen zu bleiben. Betroffenheit heißt zunächst einmal, Fakten und Ereignisse wahrzunehmen, über

Gesehenes und Gehörtes nachzudenken, vieles auszuhalten. Dann aber auch, dem Erfahrenen Möglichkeiten einzuräumen, das eigene Leben zu verändern. Es braucht dazu die Gemeinschaft Gleichgesinnter. Es braucht Mut und Entschiedenheit, den Skandal klarer zu sehen, den auch wir dadurch verursachen, dass wir die Strukturen der Räuberei unterstützen bzw. fraglos hinnehmen.

Der leidende Gottesknecht in der Welt von heute – eine theologische Blickrichtung

Die Rede von einem „gekreuzigten Volk“ ist eindringlich – sie bringt eine Tatsache provozierend auf den Punkt. Und ich frage mich, wie ich die Erfahrungen dieser Menschen für mich – theologisch – deuten kann. Wie stehen sie in Verbindung zu dem, was ich Glauben nenne?

Ich begegne in Guatemala dem, was Erzbischof Oscar Romero in Rückgriff auf den Propheten Jesaja als das „gekreuzigte Volk, der wahrhaftig leidende Gottesknecht Jahwes in der Welt von heute“ bezeichnet hat. Monseñor Romero verwendete den Ausdruck „gekreuzigtes Volk“ in einem bildlich-symbolischen Sinn. Die Wirklichkeit, die er damit bezeichnete, ist aber sehr real. (vgl. O. Romero, Predigt am 19.6.1977 in Aguilares, in: K. Hagedorn, Anpassung oder Widerstand – Wie konform wollen wir sein?, KHG-Oldenburg 1991) Wenn ich an Don Miguel denke, den ersten Mann von Doña Petrona, dann wird für mich der Gottesknecht des Jesaja handgreiflich zu einem Bindeglied. Don Miguel steht für mich für die unzähligen Menschen im Quiché und darüber hinaus, denen jegliche menschliche Gestalt genommen wurde, die von den Machthabenden verfolgt wurden und denen fortwährend alles entrissen wurde bis hin zum Leben.

„Viele haben sich über ihn entsetzt, so entstellt sah er aus, nicht mehr wie ein Mensch, seine Gestalt war nicht mehr die eines Menschen;... Er wurde verachtet und von den Menschen gemieden, ein Mann voller Schmerzen, ...; Doch er wurde durchbohrt wegen unserer Verbrechen, wegen unserer Sünden zermalmt;... Er wurde misshandelt und niedergedrückt, ... aber er tat seinen Mund nicht auf. Durch Haft und Gericht wurde er dahingerafft, doch wen kümmerte sein Geschick? Er wurde vom Land der Lebenden abgeschnitten und wegen der Verbrechen seines Volkes zu Tode getroffen Bei den Ruchlosen gab man ihm sein Grab, obwohl er kein Unrecht getan hat und kein trügerisches Wort in seinem Mund war.“ (Jes 52,14; 53,3.5.7-9)

Ich habe gelernt: Das Leiden dieses Volkes kann im Spiegel des misshandelten Gottesknechtes betrachtet werden. Von diesem Knecht heißt es, er sei so übel zugerichtet worden, dass er kein menschliches Antlitz mehr habe und Entsetzen auslöse. So entsetzlich zugerichtet waren auch viele Leichen, die man in Nebaj ansehen musste. Jesaja schreibt davon, dass der Gottesknecht durchbohrt wurde wegen unserer Verbrechen, dass er für andere leidet und ihm Schuld zugeschrieben sei. So sind auch im Quiché viele schuldlos zu Opfern geworden, weil ihnen nur aufgrund ihres Maya-Seins oder ihres Katholisch-Seins Zusammenarbeit mit der



Guerilla unterstellt wurde. So wie dann in überraschender Wendung bei Jesaja von diesem Knecht „Heil“ ausgeht, so ist dieses leidende Volk im Quiché – sehr vorsichtig gesagt – in allem Unheil auch ein Ort eines „gewirkten Heils“, ein Licht. Ich hörte in der Hütte von Tzijulche folgenden Satz: „Wenn die Täter geglaubt haben, in allen Morden wirklich das Leben ausgelöscht zu haben, dann haben sie sich sicher getäuscht!“ Dass ein solcher Satz von den Betroffenen nach all den gemachten Erfahrungen so gesagt werden kann, hat mich sehr berührt und ist für mich ein Zeichen von Heil in allem Unheil, ein kleines, echtes Licht.

Die Gottesknechtslieder waren für die ersten Christen ein wichtiger Verstehensschlüssel, um im scheinbaren Scheitern doch noch eine Perspektive zu sehen, einen Durch-Blick. Jesus wurde mit dem Gottesknecht identifiziert. Und in der Verfolgungszeit wurde er wiederum identifiziert mit den verfolgten Christen. (Vgl. Apg 9,4.: „Saul, warum verfolgst du *mich*?“; vgl. auch Mt 25) Das Bild im Bischofshaus von Santa Cruz del Quiché stellt diese theologische Perspektive dar: der gekreuzigte Christus ist mitten gegenwärtig im gekreuzigten Volk; beide verweisen aufeinander; das grausame Leiden im Quiché steht in Zusammenhang mit dem gekreuzigten Christus.

Im Beschluss „Unsere Hoffnung“ hat die Deutsche Synode 1975 einen in die gleiche Richtung gehenden Gedanken entfaltet: „... die Botschaft Jesu ... läßt es nämlich nicht zu, daß wir über seiner Leidensgeschichte die anonyme Leidensgeschichte der Welt vergessen; sie läßt es nicht zu, daß wir über seinem Kreuz die vielen Kreuze in der Welt übersehen, neben seiner Passion die vielen Qualen verschweigen, die ungezählten namenlosen Untergänge, das sprachlos erstickte Leiden, die Verfolgung zahlloser Menschen ... Nur wo wir Christen ein Ohr haben für die dunkle Prophetie dieses Leidens und uns ihm hilfreich zuwenden, hören und bekennen wir die hoffnungsvolle Botschaft von seinem Leiden zurecht.“ (Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Freiburg 1976, S. 89f)

Solche Entsprechungen sind nachvollziehbar, wenn ich mein Gesicht vor der Realität nicht verhülle und die Welt so sehe und auszuhalten versuche, wie sie wirklich ist; sie sind z.B. zu entdecken mit dem Text der Gottesknechtslieder des Propheten Jesaja in der Hand und die Sinne auf die erzählten Erfahrungen von Gewalt und Terror gerichtet. In aller Wahrnehmung von Terror und Gewalt gibt es eine zarte, schwache Stimme eines Zuspruchs: „Irgendwo ist Tag!“. Im Quiché in Guatemala habe ich diesen Zuspruch vernommen. Und er ist alles andere als Vertröstung, Resignation oder Einladung zur Passivität.

Ich spüre, dass ich seit dem Mitleben in Tzijulche bei Doña Petrona und Don Juan diesen Zusammenhang besser verstanden habe, meine Wahrnehmung für die leisen Töne geschärft habe und Anteile meiner Gleichgültigkeit verwandelt habe.